Goßner's Leben und Mission.

(1773 – 1858)

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin W., 1881.

Buchhandlung der Goßner'schen Mission.

Potsdamerstr. 31.

Pam
Biog.

Johannes Evangeliſta Goßner,

weiland Paſtor der böhmiſch-lutheriſchen Gemeinde zu Berlin,

geb. den 14. December 1773,
geſt. den 30. März 1858.

not acc

Johannes Evangelista Goßner.

Wer von Euch einmal zu Berlin in das Haus träte, welches in der Potsdamer Straße steht und die Nummer einunddreißig führt, der würde im Flure an der rechten Seite eine blau gefärbte Nische erblicken und in derselben das Bild eines ehrwürdigen Greises. Es ist von weißem Marmor und steht auf einer Grundlage von demselben Steine. Ein edles, schönes, freundliches Angesicht, ein Käppchen auf das spärliche graue Haar gedrückt, das weiße Tuch um den Hals, ein einfacher Rock, soweit das Brustbild ihn sehen läßt — das würdet Ihr erblicken. Bliebet Ihr aber vor demselben stehen und sähet Euch den Mann an, so würdet Ihr bald fragen: „Wer ist denn das?" Und ich wollte Euch zur Antwort geben: „Seht Ihr nicht, was mit goldenen Buchstaben da unten am Postamente, auf welchem das Marmorbild steht, geschrieben ist?" Dort könnt Ihr nämlich lesen:

Johannes Evangelista Goßner,
Gründer der Mission und des Elisabeth-Krankenhauses.

Aber von neuem wollt Ihr wissen: „Was war denn das für ein Mann? Wo hat er gelebt? Wie hat er eine Mission, wie das Elisabeth-Krankenhaus gegründet?" Und auf das Alles kann ich Euch Bescheid geben, liebe Kinder. Hört mir zu!

Es war im Jahre 1873 am vierzehnten December gerade ein Jahrhundert her, da wurde in einem Bayrischen Dorfe Haufea unweit der großen Stadt Augsburg zwei gottesfürchtigen Landleuten ein Söhnlein geboren. Sie ließen ihm, als es die heilige Taufe empfieng, die Namen

Johannes Evangeliſta

geben. Ein paar ſchöne Namen! Denn wißt Ihr wohl, was ſie bedeuten? Johannes iſt ein hebräiſches Wort und heißt zu deutſch: Gottlieb, oder wem Gott gnädig iſt. O wie viele gute Leute haben ſchon den Namen geführt, von dem Täufer an, welcher unſern Heiland im Waſſer des Jordan taufte, bis auf den jungen Knaben, den Ihr vielleicht in Eurer Familie habt. Evangeliſta aber kommt aus der griechiſchen Sprache und bedeutet einen Prediger des Evangeliums. Wenn Ihr Euch aber über den ſeltſamen Namen wundern ſolltet, den die Eltern dem Knaben beilegen ließen, ſo will ich Euch nur noch eins vorweg gleich ſagen. Unſer Goßner ſtammte aus einem katholiſchen Hauſe: ſeine Eltern waren Katholiken, er wurde in einer katholiſchen Kirche getauft. Unter dieſen Chriſten jedoch ſind ein wenig andere Taufnamen gebräuchlich als unter uns. Hört alſo auf, Euch zu verwundern!

Wie merkwürdig aber, daß dem Knäblein ſchon bei ſeiner heiligen Taufe mit ſeinen Namen angedeutet wurde, was es im Leben aus unſeres Gottes Hand empfangen ſollte! Derſelbe iſt ihm ſehr gnädig geweſen und hat ihn je und je geliebt, darum hat er ihn zu ſich gezogen aus lauter Güte und ihm vieles herrliche beſchert, was tauſend andern verſagt wird. Und welch einen Weg hat er bald in ſeinem Leben eingeſchlagen? Ei, einen ſolchen, daß man über denſelben das einzige Wort: „Evangeliſta“ als Ueberſchrift ſetzen möchte! Denn ein Prediger des Evangeliums iſt er geworden, ein Prediger des Evangeliums iſt er geweſen, ein Prediger des Evangeliums iſt er noch, wiewohl er ſchon ſeit mehreren Jahren dieſe Erde verlaſſen hat. Wie das gemeint iſt, werdet Ihr verſtehen, Kinder, wenn Ihr bis zu Ende geleſen habt.

Es fieng nämlich früh bei ihm an, daß er daran dachte, ein Geiſtlicher zu werden. Der Graf von Zinzendorf hat als Knabe den Stühlen gepredigt, die er in Reih und Glied zuſammenſetzte: Goßner den Schneeflocken! Das hat er ſelbſt erzählt, als ihn, den Greis, zu Berlin einmal jemand bei heftigem Schneegeſtöber beſuchte. Er wies nach draußen und ſagte: „So iſt's ſchön; das iſt mir recht. Das war ſchon meine Luſt, da ich ein Bub war. Wenn's

da so recht stöberte, dann band ich einen Schurz um, stand auf den Tisch und predigte den Schneeflocken. Das waren meine Leute. Je mehr, desto besser! Je mehr, desto lauter schrie ich." Darum ist er denn auch bei Zeiten dem Vater und der Mutter mit seinen Bitten gekommen, sie möchten ihn doch studieren lassen. „Gleich in meinen ersten Lebensjahren," hat er davon später in einem Tagebuche geschrieben, „lag mir nichts anderes im Sinn als ein Student zu werden. Ich drang in meine Eltern, mich dahin zu befördern, und da sie dieß nicht zugeben wollten, setzte ich mein unabläßiges Bitten nicht aus, bis ich sie dazu beredet hatte."

So ist er denn auch ein Schüler und darnach ein Student geworden. Auf der niederen und auf der hohen Schule war er nicht einer von denen, die faul und böse sind, sondern er war ein frommer Junge und machte durch sein gutes Betragen sowie durch seinen Fleiß und seine Fortschritte allen denen, die ihn unterrichteten oder sonst mit ihm zu thun hatten, große Freude. Unser lieber Gott aber bewies ihm weiter sein gnädiges Wohlgefallen und ließ ihn in allen Dingen vorwärts kommen. Er machte die niederen Schulen durch, er machte die hohe Schule durch, er wurde zum Priester geweiht, er bekam seine Anstellung auf einem Dorfe in Bayern und hat dort angefangen zu thun, was seines Amtes war, kurz, er ist dazu gelangt, wonach ihm seines Herzens Wunsch in seiner Jugend stand: er war ein frommer Prediger des Evangeliums geworden.

Wenn das aber einer ist, meine lieben Kinder, dann fehlt es sehr bald nicht an

Kampf und Streit

in der mannigfaltigsten Weise. Vor allen Dingen können es die bösen Leute unter den Christen nicht leiden, wenn ein Mann unter ihnen aufsteht, welcher ihnen offen die Wahrheit sagt und ihre Sünden mit dem rechten Namen bezeichnet. Dann aber kam bei dem theuren Manne, von dem wir jetzt reden, noch etwas anderes hinzu. Er war ein Katholik, wie Ihr hörtet. Aber er hatte viele evangelische Bücher gelesen und vor allen Dingen fleißig das theure Neue Testament durchstudiert. Da war ihm klar geworden, daß wir Evangelischen den Weg zur Seligkeit klarer und besser gelehrt bekämen als die Katholiken. Und wie er es selbst eingesehen hatte, so predigte er auch den Großen in seiner Gemeinde, so unterrichtete er auch die Kinder, so schrieb er auch in den vielen Büchern und Büchlein, welche er nach und nach verfaßte. Das haben

denn seine Vorgesetzten, der Papst und der Erzbischof und der Bischof, und wie die andern hohen Herren alle heißen, sehr übel vermerkt, und nun gieng es los, wie wir uns denken können.

Nun wurde Goßner nämlich zur Rede gesetzt, wie er anders glauben und lehren könne, als in der katholischen Kirche geglaubt und gelehrt wird. Natürlich blieb er die Antwort nicht schuldig. Mit derselben aber waren seine Oberen nicht zufrieden, und sie wollten strenge gegen ihn sein. Warum? Weil er es nicht allein war, der also den wahren Weg zum Himmel gefunden haben wollte, sondern noch eine ganze große Reihe anderer in Bayern und sonst im Süden unseres lieben Vaterlandes! Da haben sie denn diesen frommen Leuten hart zugesetzt. Einige von ihnen hat man ins Gefängniß gesetzt. Andere sind aus ihrer Heimath verjagt worden. Noch anderen ist in dieser und in jener Weise, wovon ich weiter nicht reden mag, Unrecht gethan worden. Aber unser lieber Vater im Himmel, zu welchem sie einfältig beteten, die da verfolgt wurden, er hat sich ihrer freundlich angenommen. Haben die Menschen ihnen übel mitgespielt, so hat er sie getröstet und ihnen geschenkt, was sie reichlich für alles Unrecht entschädigte.

Das ist auch von unserm Goßner erfahren worden. O was hat der nicht auch alles erlebt! Er war unterdessen an eine Kirche in der großen Hauptstadt München versetzt worden und machte dort um so mehr durch sein Predigen und durch seine Reden mit den Leuten und durch seine Schriften Aufsehen. Also gieng es denn mit ihm in große Nöthe der Verfolgung hinein. Und was meint Ihr! Haben sie nicht wirklich den frommen Mann gezwungen, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen! Er war etwa sechsundvierzig Jahr alt, da widerfuhr ihm das. Es gieng nicht anders, er mußte den Wanderstab in die Hand nehmen und von dannen ziehen. So weit hatten es seine Feinde und Widersacher gebracht. Ihm selbst kam es auch hart an, daß er gerade so etwas erleiden mußte. Aber er fügte sich in den Willen seines Gottes und zog in die Ferne.

Zehn Wanderjahre

folgten nun in seinem Leben. Zuerst war er eine kurze Zeit in der Stadt Düsseldorf am Rhein. Dort hat er katholische Gymnasiasten in der Religion unterrichtet und viel gepredigt. Namentlich machte er durch seine Predigten großes Aufsehen, und seine Feinde merkten bald, daß die Verfolgung ihm nur

einen desto fröhlicheren und heiligeren Muth gebracht habe. Deshalb sannen sie schon darüber nach, wie sie ihm von neuem schaden könnten. Wer weiß, wie bald es ihnen auch gelungen wäre, ihn mit Gewalt von Düsseldorf wegzudrängen! Allein unser lieber Gott im Himmel wollte es nicht haben, daß in dem guten Lande Preußen ein frommer Mann so drangsaliert würde. Darum hat er dafür gesorgt, daß er dieß Mal mit großen Ehren fortkam. Und das gieng so zu.

Dazumal regierte in Rußland der fromme Kaiser Alexander der Erste, welcher in den Freiheitskriegen die Franzosen schlagen geholfen hatte. Der wollte, daß in seinem Reiche ordentliche Christen wären, und sah deshalb zu, wie er solche auch in sein Land zöge. Wiewohl er selbst kein Katholik war wie der Papst in Rom, sondern zu der Christenheit gehörte, welche man die griechisch-katholische nennt, so hätte er doch für die Katholiken in seiner Hauptstadt St. Petersburg gern immer Männer gehabt, die ihnen den wahren Glauben so predigten, daß die Menschen denselbigen auch annähmen. Es war ihm auch gelungen, einen Freund unsers Goßner hinzurufen. Derselbe aber wurde just zur selben Zeit, als zu Düsseldorf sich die erste Feindschaft regte, an einen andern Ort versetzt, und nun gedachte der Kaiser, er müßte jetzt den vertriebenen Bayrischen Priester nach Rußland holen, auf daß derselbe in einigen Petersburger katholischen Kirchen solche Predigten hielte, wie er sie bisher gehalten hatte.

Als aber Goßner darauf eingieng und wirklich nach der Hauptstadt des russischen Kaiserreiches kam, um dort als Prediger zu wirken, gab ihm Gott der HErr noch viel, viel mehr Freude und Segen, als ihm bisher in Bayern oder am Rhein oder sonst wo war beschert worden. Kinder, davon wäre wieder mancherlei zu erzählen. O wie viele Leute haben damals ihrem Gotte auf den Knieen danken gelernt, daß sie durch den fremden deutschen Priester erkannten, wie sie selig werden können! Die Kirchen waren, wenn er predigte, so voll, daß kein Apfel zur Erde konnte. Dann ließ ihm der Kaiser einen Saal einrichten, in welchem zweitausend Menschen Platz hatten, und auch der war stets gefüllt, wenn er den Gottesdienst hielt. Ist das nicht eine Wonne, von solchen Dingen zu hören? Und in dieser Weise gieng es eine ganze Zeit lang fort, nämlich ganze vier Jahre.

Aber länger auch nicht! Denn nun war das Maaß des Hasses gegen den Mann zum Ueberlaufen voll. Sogenannte evangelische, katholische und griechisch-

katholische Christen hatten sich förmlich gegen ihn verschworen, und zwar meist hohe und vornehme Herren waren es, die darauf ausgiengen, ihn von St. Petersburg fortzuschaffen. Die einen sagten: „Nach Sibirien mit ihm!" Andere wünschten ihn dem Papste ausgeliefert zu sehen. Noch andere sprachen von Gefängniß. Der Kaiser Alexander hätte ihn gern geschützt und behalten. Aber er gab seinen Großen nach und ließ Goßner nicht nur das Predigen verbieten sondern auch ankündigen, daß er binnen drei Tagen Rußland zu verlassen habe. Durch einen Vertrauten ließ er ihm sagen: „Ich versichere Sie, daß Sie meine volle Achtung haben. Mein Bedauern ist groß, denn ich vermag Sie nicht mehr gegen den Andrang aller Ihrer Feinde zu beschirmen. Ich werde Sie aus dem Lande schicken müssen." Er hatte Goßner doch sehr lieb gehabt, darum ließ er ihm noch tausend Rubel einhändigen. In dieser schweren Zeit war es, daß Goßner den Datum eines bestimmten Tages in seine Bibel neben die heiligen Worte schrieb, welche lauten: „Auf Dich, HErr, traue ich, mein Gott. Hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich!" Das hat Gott der HErr auch gethan. Freilich wurde Goßner wirklich zur Abreise veranlaßt. Aber der Kaiser ließ ihn durch einen deutsch redenden Feldjäger, der unterwegs alles bezahlen mußte, bis an die Grenze begleiten. Und es durfte ihm kein Haar gekrümmt werden. Unversehrt und wohlbehalten kam er nach unserm lieben deutschen Vaterlande zurück.

Hier aber hat er sich noch fünf Jahre lang von einem Orte zum andern begeben müssen, bevor er sagen konnte: „Hier werde ich nun bleiben und zwar bis an mein Lebensende, um meinem Gotte zu dienen und zu arbeiten, wie er es haben will." In Hamburg, in Altona, in Leipzig, in Herrnhut, in mehreren Orten der Provinz Schlesien und endlich auch in Berlin hat er sich aufgehalten. Und gerade in unserer preußischen Hauptstadt wurde er eingeladen, doch wieder ein Pfarramt zu übernehmen. Nun aber nicht mehr als ein katholischer Priester! Sondern inzwischen war er in aller Stille ein evangelischer Christ geworden: er hatte das heilige Abendmahl so empfangen, wie es von unserm Heilande eingesetzt worden ist, und wie wir es nach Doktor Luthers Vorgange in unsern Kirchen wieder feiern können. So sollte er also ein Pastor in Berlin werden. Das geschah denn auch. Zehn Jahr nach seinem Weggehen aus Bayern — er war etwa sechsundfünfzig Jahr alt — wurde er Prediger an der Böhmischen Kirche, die auch die Bethlehemskirche genannt wird.

Pastor in Berlin

war Goßner alsdann siebzehn Jahre lang, nämlich von 1829 bis 1846, von seinem sechsundfünfzigsten bis dreiundsiebzigsten Lebensjahre. Während der Zeit hat er von der Kanzel gepredigt und bei seinem Hause in einem Saale gleichfalls. Da sind auch die Kinder von ihm unterwiesen worden, die eingesegnet werden sollten. Und all das andere, was einem Pfarrer noch mehr zu besorgen aufgetragen wird, das ist von ihm mit allem Fleiße die Jahre hindurch gethan worden. Sicherlich hat unser lieber Gott im Himmel sein großes Wohlgefallen an dem Arbeiten seines Knechtes gehabt.

Wie könnte ich Euch aber, liebe Kinder, alles und jedes erzählen, was ihm widerfahren ist, so lange er an der Kirche Pastor war! Das vermag ich nicht. Nur dieß will ich sagen: viele fromme Leute haben die Predigten Goßners besucht und gespürt, daß sie durch dieselben an ihren Seelen besser wurden. Sie lernten immer deutlicher, wie böse ihre Herzen waren. Aber ihnen wurde auch aus dem Worte Gottes vornehmlich der eine theuerwerthe Spruch immer lieber gemacht: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn der Name unseres HErrn und Heilandes JEsu Christi.“ Das aber sind die besten Prediger auf der Welt, die es verstehen, ihren Zuhörern in solcher Weise zu zeigen, wie sie selig werden können.

Das ist dem seligen Goßner von unserm Gotte verliehen worden, und an Leuten hat es ihm nie gefehlt, welche zu ihm strömten, um ihn zu hören und von ihm sich den rechten Weg weisen zu lassen. Mit allerlei Volk, wenn ich so sagen darf, ist er dabei zusammengekommen, mit Hohen und Niedrigen, mit Männern und Frauen, mit Alten und Jungen, und es leben noch viele, welche davon zu erzählen wissen, wie wohl ihnen der liebe Greis gethan hat. Besonders werth haben ihn auch die beiden gehalten, welche während der letzten achtundzwanzig Jahre seines Lebens auf dem Königsthrone unseres Landes saßen, ich meine Friedrich Wilhelm den Vierten und seine hohe Gemahlin, die Königin Elisabeth. Zu denen hat er oft kommen müssen, wie sie noch Kronprinz und Kronprinzessin waren. Als ihnen aber die Regierung geworden war, da haben sie noch viel mehr als vorher unsern Vater Goßner in allen Dingen unterstützt, daß er immer frischer und fröhlicher für Gott den HErrn auf dieser Erde hat arbeiten können. Von zwei großen Dingen aber muß ich Euch noch besonders

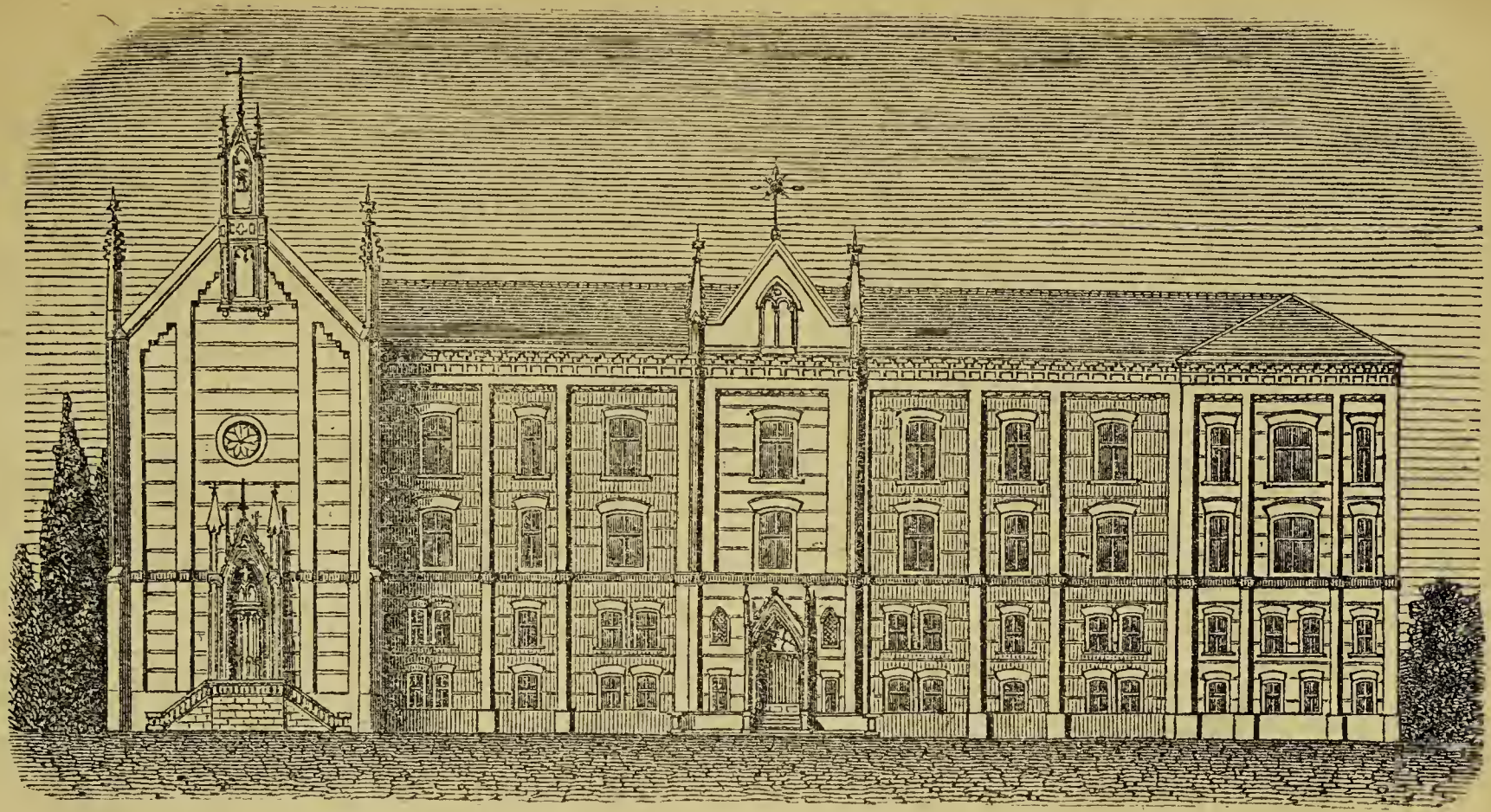
berichten, Kinder, das ist das Elisabethkrankenhaus und die Mission, die von dem seligen Manne begründet worden sind, und dann erst werdet Ihr verstehen, warum unter seinem Bilde die Inschrift steht, welche Ihr im Anfange gelesen habt.

Das Elisabeth-Krankenhaus

ist also entstanden. Es war bald, nachdem unser Gott Goßner in Berlin zum Pastor gemacht hatte, da thaten sich Männer zusammen, die wollten arme Kranke pflegen, derer sich sonst niemand annähme. Als das aber mehrere fromme Frauen hörten, wollten sie nicht hinter den Männern zurückbleiben und entschlossen sich, kranken Mädchen und kranken Frauen zu helfen, daß sie ordentliche Pflege bekämen. Sie baten unsern Goßner, er möchte ihnen bei der guten Sache beistehen. Und der sagte mit Freuden Ja. Nach einer Predigt forderte er alle Frauen und Mädchen, die in der Kirche waren, auf, sie sollten sich in einem Saale, den er ihnen bezeichnete, versammeln, auf daß sie sich berathen möchten, wie sie das anfangen wollten, die Kranken zu besuchen, zu erquicken, bei ihnen zu wachen, und was sonst noch dabei zu thun wäre. Das wurde nicht vergeblich von der Kanzel gesagt, sondern es trat ein Frauen-Krankenverein zusammen, der bestand aus Frauen und Mädchen, die das thaten, was wir so eben hörten.

Aber wie! Wenn nun arme kranke Frauen in einer Stube lagen, wo der Mann zu arbeiten hatte, oder wo die Kinder viel Unruhe machten! Wie sollte da die Kranke gesund werden! Da kam man auf den Gedanken, ob man nicht einige Zimmer miethen wolle, in denen solche arme Leute untergebracht werden konnten. Und richtig, sie fanden sich. Wie das aber erst einmal in Gang gekommen war, wurden die paar Stuben bald zu eng, und es mußte daran gedacht werden, ob man nicht ein eigenes Haus zu solcher guten Sache kaufen sollte. Auch das geschah; da hatte man mit einem Male ein Krankenhaus. Wiederum jedoch dauerte es nicht lange, da war das zu klein. So mußte ein großes Haus an das andere angebaut werden, und dieß Häuserpaar — Ihr seht es auf dem umstehenden Bilde — hat bis zu unsers Goßners Tode dazu gedient, daß tausende von kranken Frauen und Mädchen in ihm Pflege oft bis zum Tode gefunden haben. Das ist unser liebes Elisabeth-Krankenhaus, von welchem noch viel zu erzählen wäre. Aber wir haben hier nicht Raum. Nur dieß, daß Goßner mit Leib und Seele für diese Stätte der Barmherzigkeit

Das alte Elisabeth-Krankenhaus in Berlin.



Das neue Elisabeth-Krankenhaus in Berlin.

gesorgt hat! Etwa anderthalbhundert fromme Mädchen sind nach und nach als Pflegerinnen von ihm dort aufgenommen und unterwiesen worden. In dem Saale des einen Hauses hat er viel Mal Gottes Wort ausgelegt, gebetet und das heilige Abendmahl ausgetheilt. Kurz, es war seines Herzens Lust, an diesem schönen Werke mitzuhelfen. Gott der HErr aber gab seinen reichen Segen dazu.

Eins aber hat er auch noch in dem Saale des Elisabeth-Krankenhauses gethan; das muß besonders erwähnt und gründlich angesehen werden. Was war das? O, er hat auch ungefähr einhundertundfünfzig Männer, derer viele verheirathet waren, als Missionare unter die Heiden geschickt. Wie er aber

der Gründer der Mission

geworden ist, das müßt Ihr nun noch hören. Das gieng so zu. Goßner war gleichfalls noch gar nicht lange Pastor an der Böhmischen Kirche, da baten ihn die Männer, welche fünf Jahre vorher eine Gesellschaft gegründet hatten, um Missionare nach Süd-Afrika zu senden, er sollte ihnen doch bei ihrer Arbeit helfen. Das that er denn auch und griff diese Sache mit seinem großen Eifer an, als ob sie ihm allein anvertraut worden wäre. Die künftigen Missionare kamen oft zu ihm, und er redete und betete mit ihnen. Als die ersten von ihnen unter die Heiden gesandt wurden, hielt er vor einer großen Menge Christen die Predigt. Mit den Ausgesandten wechselte er Briefe. Kurz, es ließ sich so an, als ob er bis an sein Lebensende auch hierbei ein eifriger Helfer sein würde.

Doch nein! Unser Gott hatte andere Gedanken mit ihm. Darum nahm er ihn zuerst bei der Hand und sagte zu ihm: „An dem Werke, Missionare nach Afrika zu schicken, sollst Du nicht länger helfen.“ Unser Vater Goßner konnte mit mehrerem nicht einverstanden sein, was dort geschah, und er wollte lieber wieder davon zurücktreten, als daß ein großer Streit angefangen hätte. Also sagte er das ehrlich heraus und hörte auf, den Berathungen beizuwohnen, mit den künftigen Missionaren zu verkehren, nach Afrika zu schreiben. Es war sein Entschluß, er wollte sich von nun an nichts mehr mit der Mission zu schaffen machen. Denn es schien ihm so, als ob Gott der HErr ihn dazu nicht brauchen könne. Nur eines wollte er weiter thun. Er ließ nämlich seit dem Jahre 1834 ein Blatt drucken, das kam alle vier Wochen ein Mal und erzählte davon, wie in der ganzen Welt die Heiden, von den Missionaren unter-

wiesen, selig werden, das hieß „Die Biene." Warum der Name? Weil es den Bienen gleich aus vielen schönen Blumen den süßen Honig guter Nachrichten zusammentrug! Dieses Blatt wollte Goßner weiter schreiben, weil er selbst das gerne that und wußte, daß andere die Biene auch gern bekommen hätten.

Doch es kam ganz anders. Goßner sollte sich noch sehr viel mit der Mission zu schaffen machen. Denn nicht lange nach seinem Fortgehen von der Afrikanischen Missionsgesellschaft war es, da kamen einige fromme junge Leute zu ihm und baten ihn, er möchte sie doch als Missionare zu den Heiden senden. Davon wollte er zuerst nichts wissen. Aber als sie nicht abließen ihn mit Bitten zu bestürmen und durch andere bestürmen zu lassen, besann er sich darauf, ob das nicht doch von Gott dem HErrn gegeben sein könnte, von welchem wir singen:

Weg' hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt Dirs nicht:
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern
Dein Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn Du, was Deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Und Goßner fieng an, unsern Gott im Himmel zu bitten, er sollte ihm doch selbst den Weg zeigen, wie er diese künftigen Missionare unter die Heiden bringen könnte.

Das that Er denn auch. Ihm ist ja so etwas ein leichtes. Er lenkt allen Menschen das Herz, nicht nur hier bei uns in Deutschland sondern in der ganzen weiten Welt. Also gab er es einigen frommen Engländern ins Herz, daß sie Leute suchten, welche sie zu den Heiden nach Indien schicken könnten. Die erfuhren, daß bei Goßner in Berlin einige wären. Nun war es mit einem Male fertig. Hier waren die Missionare, drüben in England war das Geld, draußen in Indien waren die Heiden, droben im Himmel war der HErr, unser Gott — und fort gieng es, auf daß den armen Leuten gesagt würde, wie sie selig werden könnten. So war der Anfang. Aber auf diesen Anfang folgte ein fröhlicher und schöner Fortgang. Wie ich schon sagte, so lange Goßner lebte, während zweiundzwanzig Jahren, hat er noch sehr viele Missionare ausgesandt, und zwar nach allen vier Erdtheilen, die es außer unserm Europa noch

giebt. Mehrere von den Männern sind hernach Prediger der ausgewanderten Deutschen geworden. Aber die meisten haben ihr Leben lang unter den Heiden gelehrt und sind Missionare gewesen oder sind es zum Theil noch, welche das thun, was unser Gott haben will.

In der heiligen Passionszeit des Jahres 1858 nahm den hochbetagten Greis, den vierundachtzigjährigen, Gott der HErr aus dem Elende dieser Zeit in seinen schönen Himmel. Der treue Knecht seines HErrn war zuletzt müde und matt geworden und sehnte sich nach dem Abschiede von der Erde. Da kam denn am 30. März — es war gerade der Dienstag in der stillen Woche vor Ostern — unser Gott und löste die Seele von den Banden dieses Leibes. Am stillen Sonnabend, zwischen Karfreitag und Ostern, dem Gedächtnißtage der Grabesruhe unseres Heilandes haben sie ihn zu seiner Ruhe bestattet. Ein Missionar für das Volk Israel, Dr. Klee, hat in der Kirche, wohin der Sarg mit der theuren Leiche gebracht worden war, am Altare gebetet, von Pastor Knak ist die Gedächtnißpredigt gehalten worden, und am Grabe, auf dem Friedhofe der Bethlehemsgemeinde hat Generalsuperintendent D. Büchsel die Leichenrede gehalten, deren letzte Worte lauteten: „Nun hat der barmherzige Gott sein Gebet erhört und hat ihn, seinen treuen Knecht, aufgenommen in die Hütten des Friedens; dort wird er Ihn in einem andern Lichte schauen und mit andern Zungen preisen."

Nicht allzulange nach diesem Begräbnisse nannte man in Berlin ein Haus

das Goßnerische Missionshaus.

Wie bekannt, theilt man die Hauptstadt des preußischen und deutschen Vaterlandes in große Stadttheile und benennt sie nach den Himmelsgegenden. Unsere Gegend heißt der Westen, was man mit einem großen lateinischen W bezeichnet. Die Straße, in welcher unser Haus liegt, heißt wie gesagt die Potsdamer, weil man früher durch sie nach der benachbarten Stadt Potsdam hinausfuhr. Es führt die Nummer 31 und ist für denjenigen, welcher aus der Mitte der Stadt zu uns herauskommt, auf der rechten Seite des Straßendammes zu suchen. Es wurde im Jahre 1859 gebaut, etwa ein Jahr nachdem der selige Prediger Goßner gestorben war.

Das Haus ist zweistöckig und hat schöne Keller sowie eine Anzahl kleiner Dachstuben. In ihm befinden sich einige Wohnungen. Zur Zeit wohnen vierundzwanzig Menschen, Große und Kleine, männlichen und weiblichen Geschlechts in demselben, nämlich zwei Pastoren, welche Missionsinspektoren genannt werden, der eine mit einer Frau und sieben Kindern, der andere ohne Frau und Kinder, ein Bote mit Frau und drei Kindern, drei Dienerinnen für die Hauswirthschaft und sechs junge Männer, welche einmal Missionare werden wollen und deshalb hier einige Jahre im Hause lernen müssen. Aus der Buchhandlung aber kommen die Missionsblätter alle, welche Ihr unter dem Namen der Bienen kennt, die große und die kleine Biene, und außerdem verschiedene große und kleine Schriften, gut und nützlich zu lesen, von denen Euch einige auch nicht mehr unbekannt sein werden. Wer uns hier in unserem Goßnerischen Missionshause einmal besuchen wollte, würde uns herzlich willkommen sein.

Fragt Ihr aber: „Wohin gehen denn die jungen Leute, wenn sie als Missionare unter den Heiden zu arbeiten beginnen sollen?" so antworte ich Euch:

„Nach Ostindien!"

Die Reise dorthin machen sie gewöhnlich auf folgendem Wege: Sie fahren mit der Eisenbahn von Berlin nach der italiänischen Stadt Genua. Das ist ein weiter Weg. Fährt man ihn mit den sogenannten Kourierzügen, so kann man ihn in zweiundvierzig Stunden zurücklegen. Das geht dann Tag und Nacht, und hat man sich hier in Berlin Nachmittags um halb drei Uhr in den Wagen gesetzt, so kann man am zweiten Tage darnach Morgens zwischen acht und neun Uhr am mittelländischen Meere sein. Wenn man aber nicht solche Eile hat, so fährt man mit anderen Zügen, die langsamer laufen und nicht so viel Fahrgeld kosten, und hat dann noch den Vortheil, daß man zur Nacht in ein Gasthaus einkehren und da schlafen kann. Wollt Ihr aber die Strecke wissen, die von Berlin nach Genua führt, so sagt Euch jede Landkarte, daß es über die Hauptstadt Bayerns, über München geht und von dort über die Alpen, insbesondere durch den Brennerpaß nach Oberitalien, dann aber ist's nicht mehr weit — nur noch eine Tagereise, und wir sind in Genua.

Dort muß im Hafen ein Schiff bestiegen werden. Es fährt gerades Weges bis nach Bombay, welches an der Westküste Ostindiens liegt. Auf seiner Reise dorthin berührt es die italienischen Städte Livorno und Neapel sowie Messina

auf der Insel Sizilien, sodann Port Said und Suez in Afrika, die beiden Städte, welche an den zwei Enden des Suezkanals liegen, endlich Aden an der Südspitze Arabiens. Der Meere, welche durchfahren werden müssen, sind drei, nämlich das mittelländische, das rothe und der indische Ozean; der Meerengen zwei, nämlich die Strecke von Messina und das Thor der Thränen. Letzteres ist dort, wo Arabien ganz nahe an Afrika herantritt, und hat seinen Namen von den vielen Schiffbrüchen, welche auf ihm sich zugetragen haben. Hat man sie passiert und ist auch der Hafen von Aden schon im Rücken, so dauert es noch etwa sieben Tage, und der tiefblaue, herrliche indische Ozean nimmt eine bläßere Farbe an, zum Zeichen, daß das Land nicht ferne ist. Dann aber nur noch einige Stunden, und wir laufen in den ersehnten Hafen ein, in dessen Grund die Anker unseres Schiffes fallen.

In Bombay, wie gesagt, wird an's Land gestiegen. Allein wir sind noch lange nicht auf dem Arbeitsfelde unserer Missionare. Ostindien ist ein großes Land, viel, viel größer als Deutschland. Aber zum Glück giebt es dort schon Eisenbahnen, auf welchen wir mit großer Eile wie anderswo von einem Orte zum andern gelangen können. Wir besteigen deshalb auf dem einen Bahnhofe Bombays den Zug und fahren ins Land hinein, hunderte von Meilen, wenn wir wollen, hinter einander weg, und steigen erst am dritten Tage nach der Abfahrt auf einer Station aus, welche einige Stunden von dem großen Flusse Ganges entfernt liegt. Dort nehmen wir uns einen Wagen, welcher von zwei kleinen Pferden gezogen wird. Derselbe bringt uns in zwei Stunden an das Ufer des genannten Stromes. Weder eine stehende Brücke noch eine auf Kähnen ruhende führt über ihn dort hinüber, sondern eine Fähre ist vorhanden, oder ein Kahn dient uns zum Uebersetzen nach der Stadt, derer Häuser und heidnische Tempel uns drüben im hellen, blendenden Sonnenscheine deutlich sichtbar sind. Wir fahren über und befinden uns in

Ghazipur.

An dem westlichen Ende liegt ein Grundstück, welches verschiedene Gebäude trägt. Vor allem eine Kirche mit weißen Wänden und rothem Dache, dazu mit einem stumpfem Thurme! Nicht weit davon steht ein großes Wohnhaus, weiter hinten aber erblicken unsere Augen verschiedene kleinere Häuser. In dem ersteren wohnen unsere Missionare; letztere sind für die schwarzbraunen Kinder, welche hier in die Schule gehen, und für eine Anzahl schwarzbrauner Leute,

welche früher Heiden waren und jetzt Christen sind. Wer von uns jetzt nach Indien reiste und auf der Missionsstation einkehrte, würde dort einen ehrwürdigen Mann von siebzig Jahren antreffen: das ist der Missionar Ziemann aus Zabakuk bei Genthin in der Provinz Sachsen. Derselbe ist beinahe vierzig Jahre draußen in Indien und hat durch die Güte der im Lande lebenden Engländer so viel Geld bekommen, daß er das Grundstück mit dem Wohnhause hat kaufen und die Kirche sammt den anderen Häusern hat bauen können. Mit ihm zusammen arbeitet zur Stunde Missionar Lorbeer und seine Frau, aus Sachsen zu Hause.

Die Kinder, welche mit auf dem Missionsplatze wohnen, sind entweder solche, die noch Eltern haben, oder Waisenknaben und Waisenmädchen. Oft aber mögen Vater und Mutter noch leben, allein als böse Heiden bekümmern sie sich nicht um ihre Kinder und haben sie vielleicht ausgesetzt oder für eine Kleinigkeit verkauft. Da kommen denn gute Leute her und sammeln sie in solche Missionswaisenhäuser. Hier auf der einen Seite steht das für die Mädchen, dort das für die Knaben. Alle bekommen reine weiße Kleider, einfach und ordentlich, täglich satt zu essen und zu trinken, werden dazu angehalten, sich zu waschen und zu kämmen, und empfangen Unterricht in allen Dingen, die auch in unseren Schulen gelehrt werden. Das kleine schwarzbraune Volk macht den Missionaren viel Mühe und Noth. Aber nicht wenige von den Kindern werden auch brave, fromme Männer und Frauen, und das ist dann eine große Freude.

Wenn Sonntags Gottesdienst in der Kirche gehalten wird, versammeln sich über zwei hundert kleine und große Leute, welche die Christgemeinde von Ghazipur und Umgegend bilden. Meistentheils sind sie arm und gering. Einige von ihnen aber befinden sich schon in einem besseren Stande. Damit ihre Zahl immer größer werde, gehen die Missionare auch mitten in die große Heidenstadt hinein, stellen sich an eine Straßenecke und halten dort Predigten. Gewöhnlich bleiben sehr bald eine ganze Anzahl der Vorübergehenden stehen und hören zu, bis der Prediger sein Amen sagt. Bisweilen fangen einige aus dem Haufen auch zu fragen oder zu disputieren an. Desgleichen kommt es vor, daß der und jener spottet oder lachend von dannen geht. Verständige Heiden aber nehmen zu Herzen, was sie aus solch einem Munde hören, und die kleine Gemeinde wächst deshalb von Jahr zu Jahr. Wenn das so eine Zeit lang fortgeht, wird die Kirche bald zu enge werden und wird größer gebaut werden müssen.

Von Ghazipur setzen wir, wenn wir nach der nächsten Missionsstation

reisen wollen, wieder über den Ganges, fahren mit dem Wagen nach der Eisenbahn und auf derselben eine Strecke nach Osten bis zu einer größeren Stadt Arrha. Dort nehmen wir uns wieder Fahrgelegenheit, gelangen von neuem an den Strom, werden abermals übergesetzt und kommen nach der Sadt

Tschapra.

Dort haben wir auch ein Gehöft am Westende, mit einer Kapelle und gar drei Wohnhäusern, von welchen uns aber nur zwei gehören. Das dritte ist jetzt noch Eigenthum eines sehr lieben Mannes, den alle Leute dort gewöhnlich „John Babu" nennen, wir würdrn zu deutsch „Herr Johannes" sagen. Das ist ein reicher, feiner und dabei frommer Indier, vor Zeiten ein Heide, seit etwa fünf und zwanzig Jahren ein Christ. Derselbe ist von seiner Familie verstoßen und hat deshalb vor längerer Zeit den Missionar gebeten, er solle ihm erlauben, sich auf dem Eigenthume der Mission ein Wohnhaus zu bauen; dasselbe solle nach seinem Tode der Mission eigen bleiben. Das ist ihm denn auch gestattet worden, und er lebt seitdem bei unserem Missionar und ist ihm in mancherlei Dingen ein guter Helfersmann. Drohte der Ganges zu einer Regenzeit das Land unter der Kapelle wegzuspülen, so ließ er einen Wall und eine Mauer ziehen, damit sie sicher sei. Wenn ein Heide sich mit dem Missionar bespricht, so kommt er mit dazu und sucht seinem Landsmanne klar zu machen, was es mit dem Christenthume auf sich hat.

Hier arbeitet Missionar Nowack, aus Preußisch Eylau in Ostpreußen gebürtig, seit acht Jahren in Indien und nun schon recht vertraut mit der Sprache und mit den Sitten des Landes. Seine Arbeit ist ähnlich der, welche wir bereits in Gazipur kennen lernten. Von seinem Vorgänger, welcher lange Jahre in Tschapra gewirkt hat, erbte er, daß ich so sage, eine von demselben gesammelte kleine Gemeinde schwarzbrauner Christen. Denselben predigt er, theilt den Erwachsenen das heilige Abendmahl aus, tauft ihre neugeborenen Kindlein, traut Brautleute wenn Hochzeiten unter ihnen sind, hält den Verstorbenen das Leichenbegängniß u. s. w. Außerdem sind eine kleine Anzahl von Knaben und Mädchen gesammelt, welche unterrichtet werden, nicht von unserm Missionar allein, sondern außer ihm hat noch ein Lehrer, der auch ein Indier ist, mit ihnen Schule zu halten. Endlich werden in den Straßen von Tschapra oder unter einem dichtbelaubten schattigen Baume Predigten gehalten, zu denen sich immer eine ganze Schaar Menschen herzufinden.

Eins aber muß noch bei Tschapra erwähnt werden. Es giebt nämlich nicht weniger als drei Kirchhöfe, auf welchen solche begraben liegen, die einst zu unsrer Christengemeinde gehört haben, sei es, daß sie weiße Angesichter hatten, sei es, daß ihre Hautfarbe schwarzbraun war. Der erste ist wirklich ein Kirchhof, das soll heißen der Hof einer Kirche; er liegt nämlich dicht neben unsrer Kapelle. Auf ihm ist bisher nur ein einziges Grab, in welchem eine Missionarsfrau schläft, nachdem sie lange Jahre an der Seite ihres Gatten in Tschapra gelebt hat. Ein zweiter Gottesacker findet sich auf einer andern Seite der Stadt und ist dazu bestimmt, die von der indischen Gemeinde Gestorbenen aufzunehmen. Der dritte ist fast eine halbe Stunde entfernt. Auf ihm begraben die Europäer, welche in Tschapra gewohnt haben, schon seit anderthalb Jahrhunderten, und so sind denn auch schon eine ganze Reihe von Missionaren und Frauen und Kindern, desgleichen eine deutsche Lehrerin dorthin gebettet worden. Die ruhen denn in der indischen Erde, bis sie am jüngsten Tage von dem HErrn auferweckt werden.

Einen ähnlichen Gottesacker mit vielen Missionarsgräbern treffen wir auf unsrer dritten Station, auf

Muzafferpur

an, bei einer Stadt, die wir in folgender Weise erreichen. Unser Weg zur Eisenbahn zurück ist in wenig Stunden gemacht. Dieselbe führt uns dann einige Stunden weiter nach Osten, und zwar vermittelst einer kleinen Zweigbahn so nahe an den Ganges heran, daß wir von dem Bahnhofe in wenigen Minuten auf das Dampfschiff gehen können, welches uns in einer Stunde den Strom abwärts auf die andere Seite bringen kann. Wo es anlangt, mündet auch eine Eisenbahn, welche uns drei Stunden nach Norden führt. Wo sie endet, liegt die Stadt, derer Namen ich nannte, groß, weit und voll von Menschen. An dem einen Ende haben wir von neuem einen Platz, welcher hier aber nur die Wohnhäuser für die Missionare und für einige kleine und große indische Christen trägt, während die Kapelle, in welcher am Sonntage Gottesdienst gehalten wird, in der Stadt inmitten der anderen Häuser liegt. Leider ist die Gemeinde nicht sehr groß; denn die Heiden sind hier besonders abgeneigt Christen zu werden.

Gut nur, daß Missionar Dodt, welcher hier mit seiner Frau wohnt — sie sind aus dem nördlichen Westfahlen zu Hause — noch andere Orte hat, wo er manche Freude dadurch, daß Heiden Christen werden, genießen kann. Zwar sein einer Außenplatz ist noch betrübender als Muzafferpur. Das ist die große

Stadt Durbanga. Dort haben wir eine Kapelle und zwei Wohnhäuser, aber leider keinen Missionar und nur einige wenige Christen. Aber zwei Dörfer, welche eine kleine Stunde von einander liegen, Mariaro und Suratpur mit Namen, würden uns allen, wenn wir hinkämen, einen sehr schönen Eindruck machen. In jedem derselben giebt es eine gute Zahl von Christen, groß und klein. Eine Schule haben die beiden Ortschaften und ein Kirchlein. Der Lehrer wohnt in der einen, das kleine Gotteshaus steht in der anderen. Unser Missionar aber kommt von Zeit zu Zeit dorthin. Dann hält er ihnen eine Predigt, tauft, theilt das heilige Abendmahl aus und thut sonst alles, was gerade nöthig ist. Und die Gemeinde wächst von Jahr zu Jahr.

Sowohl Tschapra als auch Mupafferpur gehören zu Bengalen, diesem großen Reiche Ostindiens, dessen Hauptstadt Calkutta ist. Kehren wir nach der großen Eisenbahn zurück, so sollten wir in neun Stunden dieselbe erreichen können. Allein wir verlassen sie schon nach drei Fahrstunden und begeben uns wieder auf einer kleinen Zweigbahn, dieß Mal aber nach rechts, nämlich nach Süden zu, in die Provinz Tschota Nagpur, in welcher die Mission des seligen Goßner sieben Punkte besetzt hat. Elf deutsche Meilen von der letzten Eisenbahnstation, ein Weg, den wir entweder in der Sänfte oder auf einem von Menschen gezogenen Wäglein machen, liegt die Stadt

Purulia

und wiederum an ihrem Westende ein geräumiger Platz, welcher unsren Missionaren zu ihrer Arbeit übergeben ist. Zur Zeit haben wir nur einen dort, den Schwaben Sommer — seine Frau ist eine Landsmännin von ihm. Er wohnt in einem Hause, welches schon stand, als wir dort einzogen, nach morgenländischem Muster gebaut, mit einem flachen Dache und mit Säulen an der Vorderseite, hinter denen wir vor der Hitze und den Strahlen der Sonne geschützt sind. Stehen wir vor dem Hause, so erblicken wir rechts eine schmucke Kapelle und links in der Ferne noch ein Wohnhaus für einen zweiten Missionar, wenn ein solcher dort einmal nöthig werden sollte. Wenn wir aber um das Haus herumgehen, dann tauchen in einiger Entfernung für unsre Augen eine ganze Anzahl kleiner Wohnungen auf, links sowohl als gerade aus als rechts, in denen wohnen auch große und kleine Christen, die aus den Heiden hergekommen sind — das Ganze ein weiter, herrlicher Platz, wie wir ihn so noch nicht kennen

gelernt haben; denn die Grundstücke der drei Stationen am Ganges sind lange nicht so groß.

Allein nicht nur dies, sondern hier sind die Gemeinden auch viel zahlreicher als dort. Wir trafen nur kleine Versammlungen in den Kapellen; jetzt erwarten uns nicht nur auf den Stationen selbst viel mehr, sondern in weitem Umkreise um den Wohnort des Missionars wohnen sie auf den Dörfern zerstreut mitten unter den Heiden. Wo sie zahlreich sind, haben sie auch schon eine eigene Kapelle und einen Lehrer oder gar einen Pastor, letzteren nicht weiß wie wir, sondern von ihrer Farbe, von ihres gleichen, Leute, welche erst Christen geworden sind und dann so viel gelernt haben, daß sie nun ihre Landsleute lehren und den Heiden sagen können, sie möchten auch Christen werden. Hier in der Gemeinde Purulia giebt es einen solchen eingeborenen Geistlichen; er heißt Paulus Nemo und wohnt in Jargo, etwa sechs deutsche Meilen von Purulia. Der Lehrer giebt es sehr viel mehr: es werden zehn bis zwölf sein.

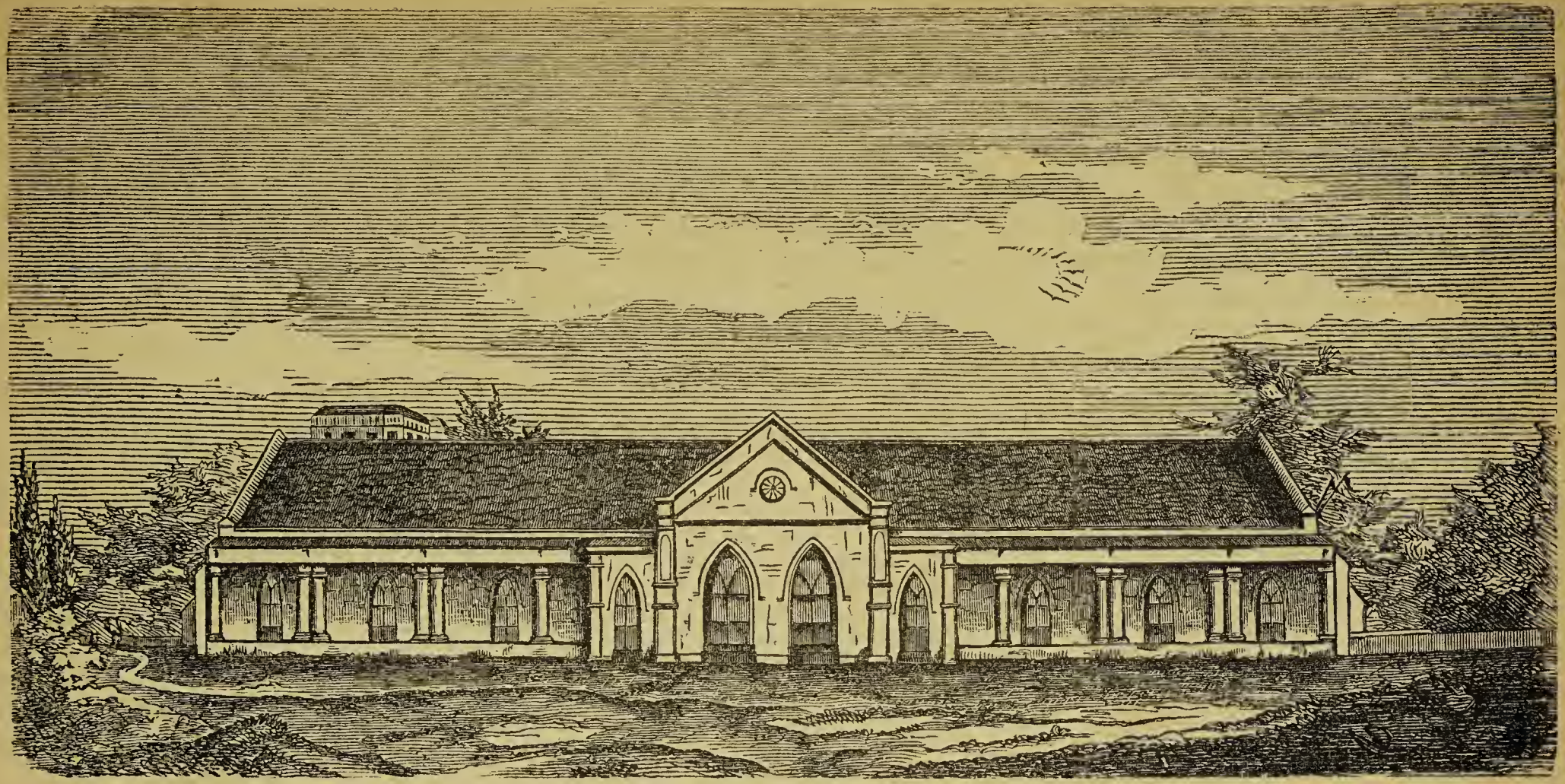
Sechszehn deutsche Meilen nach Osten liegt die Hauptstadt der ganzen Provinz Tschota Nagpur, die heißt

Ranschi.

Dicht bei ihr befindet sich das mächtige Feld, welches seit dem Jahre 1845 von Missionaren des seligen Goßner besetzt und mit Hilfe von englischen Freunden, welche sie dort trafen, zu einer sehr schönen Missionsstation eingerichtet worden ist. Eigentlich sind es zwei Missionsplätze, durch einen kleinen Bach, der nur in der Regenzeit Wasser führt, von einander getrennt. Der nach Osten zu gelegene Theil ist mit verschiedenen Gebäuden besetzt, wie man sie anderswo auch findet. Da steht ein Wohnhaus für die Missionarsfamilie, ein zweites, in welchem unverheirathete Missionare ihr Unterkommen haben können, ein drittes, welches eine kleine Kapelle und Schulräume enthält, und außerdem noch andere Häuser zur Aufnahme von eingeborenen Christen. Stehst du aber vor ihnen allen, so brauchst du nur zwischen zweien von ihnen eine Strecke hinzugehen, und du kommst auf den Gottesacker, auf welchem nun schon seit so langen Jahren große und kleine europäische Leute hinbegraben sind.

Hier auf diesem Theile unsres Missionsplatzes waltet der Missionar Onasch, ein Pommer, und neben ihm als Helfer der Missionar Bartsch aus Königsberg in Preußen. Da zu Ranschi eine große Schaar von Christen gehört, welche in der Umgegend auf den Dörfern wohnen, so haben die Missionare viel

Die Kirche in Manchi.



Das Seminar in Ranchi.

zu thun. Auch vermehrt sich die Zahl der Gemeindemitglieder jedes Jahr nicht unbedeutend. Hier auf diesem Theile des Platzes ist eine Mädchenschule, und zwar nicht solch eine, wie wir sie anderwärts auch schon kennen lernten, sondern die Mädchen der ersten Klasse sollen noch etwas mehr als die übrigen lernen. Aus ihnen werden vielleicht einmal Lehrerinnen für Dorfschulen, oder wenn sie sich verheiraten, so kriegen ihre Männer, die etwa auch Lehrer oder Prediger ihres Volkes sind, Ehefrauen, welche einige Bildung haben, darüber sie nicht traurig sein werden. Ihre Lehrerin heißt Fräulein Wilm aus Westpreußen.

Die Kirche, zu welcher alle diese Christen der Gemeinde Ranschi sich versammeln sollen, steht auf der andern Seite des Feldes, ein schönes, stattliches, großes, geräumiges Gotteshaus, das über tausend Menschen faßt. Wenn es voll ist, und man schaut von oben auf die Versammlung hernieder, so blickt man auf ein wahres Meer von schwarzen Köpfen und schwarzbraunen Gesichtern hernieder. Und wenn sich dann ihr Gesang erhebt, dann braust es ordentlich durch das hohe Gewölbe. Darnach tritt der Missionar im schwarzen Talare zuerst vor den Altar und dann auf die Kanzel und endlich wieder vor den Altar und thut das, was hier ein Pastor in unseren Kirchen zu thun hat. Am herrlichsten aber, wenn ihrer viele zur Beichte und zum heiligen Abendmahle gehen und sie alsdann im Kreise um den Altar herumknieen, zuerst die Männer und dann die Weiber, das ist ein sehr rührender Anblick — vor einigen Jahrzehnten noch lauter Heiden, und jetzt eine Christengemeinde bei dem Heiligsten, was uns von Gott dem HErrn gegeben worden ist!

Von der Kirche nach der einen Seite hin steht noch ein großes Wohnhaus für Missionare, auf der andern aber auch noch eins, sodann aber zwei mächtige schöne Häuser, die uns ebenfalls die Engländer zum größten Theile gebaut haben, nämlich einmal ein Schulhaus mit vielen Klassenzimmern und einem großen Schulsaale, und zweitens in einiger Entfernung davon ein noch größeres Gebäude, das dient einigen Missionaren, aber außer ihnen vornehmlich anderthalb hundert Knaben und Jünglingen zum Wohnen, die alle Christen sind und von den Dörfern hierher gebracht wurden, damit sie hier lernen und erzogen werden sollen. Wozu denn? O aus denen werden die Lehrer und Prediger für das schwarzbraune Christenvolk dieses Landes gewonnen. Die müssen hier in allem, was dazu nöthig, Unterricht empfangen, und wenn wir einmal einige Jahrzehnte weiter denken, so wohnen viele von ihnen hin und her auf den Dörfern zerstreut

und sind diejenigen, welche ihren christlichen Landsleuten predigen oder ihre Kinder unterweisen.

Darum haben diejenigen Missionare, welche an diesen Schulen stehn und arbeiten, eine große Sache unter den Händen. Einer von ihnen wohnt dicht bei den Knaben und sorgt in allen Dingen für sie, so zu sagen als ihr Hausvater. Der Mann heißt Reinert und stammt aus der Stadt Elbing, daher auch seine Frau ist. Andere Missionare, meist solche, welche noch nicht lange dort sind und noch mit dem Erlernen der Landessprache zu thun haben, geben in verschiedenen Klassen Unterricht. Das sind die beiden Schlesier Bruske und Kiefel, sowie der Esthe Bransfeld. An der Spitze ihrer aller steht als Rektor des Seminars und der Schule, ja aller Schulen in unserer ganzen Kolhsmission, ein Pommer namens Kröcher, der schon seit dem Jahre 1871 draußen ist und die ersten Jahre auf unsern Stationen Patrasburtsch und Goßnerpur gewirkt hat und dann nach Ranschi an seinen jetzigen Posten versetzt worden ist Lehrer und Schüler an diesen Anstalten lernen von früh bis spät, nur Sonntags natürlich nicht und in den lieben Ferien auch nicht. Zu den sonntäglichen Gottesdiensten gehen sie in die Kirche, und wird die Schule einmal auf längere Zeit geschlossen, so gehen sie meist zu ihren Angehörigen aufs Land.

Einer der Missionare hat noch etwas besonderes zu thun, das doch nicht vergessen werden soll. Der versteht nämlich etwas vom Drucken der Bücher. Nun haben wir draußen eine Druckpresse, allerdings noch nicht solche, mit welcher gewöhnlich die Bücher hergestellt werden, sondern eine sogenannte Steindruckpresse, da die Buchstaben auf einen Stein mit der Feder und Druckerschwärze geschrieben und dann aufs Papier abgedruckt werden. Aber auch das ist schon sehr wichtig. Es können also in unserm Hause dort, welches dazu eingerichtet ist, allerlei Büchlein und Bücher hergestellt werden, welche unter den jungen und alten Christen in den verschiedenen Gemeinden hoch nöthig sind. Zum Beispiel Katechismen, Gesangbücher, Biblische Geschichten, Schulbücher, Theile der Bibel! Sollte das alles wo anders gedruckt werden, so würde es ein Heidengeld kosten. Besser, wir stellen es billiger her. Und wenn noch gar, wie Aussicht vorhanden ist, eine große ordentliche Druckpresse hinauskäme — wie flott sollte es dann gehen, daß unsere Christen Bücher in die Hand bekämen!

Bevor wir nun nach den beiden Plätzen wandern, die so eben genannt wurden — sie liegen mit noch zwei andern im Süden von Ranschi — wollen

wir erst noch denjenigen aufsuchen, welcher eine Tagereise zu fahren nach Westen zu gelegen ist, nämlich

Lohardagga.

So heißt eine nicht allzugroße Stadt, vor derer westlichem Ende wieder ein Grundstück liegt, das zu einer Missionsstation eingerichtet ist. Hier wohnt Missionar Hahn aus der Mark Brandenburg; seine Gefährtin ist eine Schleswig-Holsteinerin. Ihre Gemeinde wird die kleinste fast unter allen, die wir in der Provinz Tschota Nagpur haben, und sicher diejenige sein, auf welcher die Kapelle und das Wohnhaus unter einem und demselben Dache liegen. Erst neuerlich ist durch einen kleinen Anbau etwas nachgeholfen worden. Bis dahin mußte sich diese Missionarsfamilie mit sehr kleinen Stuben behelfen, was namentlich bei der großen Hitze des Sommers sein recht unangenehmes hat. Da außerdem auch nicht ein einziger anderer europäischer Mensch, kein englischer Beamte oder Kaufmann oder Pflanzer am Orte wohnt — höchst selten reist solch einer einmal durch — so ist hier für unsre lieben Landsleute ein ziemlich einsames Leben, welches sie sich durch die schöne Missionsarbeit versüßen.

In der Stadt Lohardagga selbst wohnen leider noch lauter Heiden. Allein in der Umgegend auf den Dörfern finden sich derer doch schon eine ganze Anzahl, die das nicht mehr sind sondern Christen. Ihre Zahl vermehrt sich auch jedes Jahr, und wenn es eine Zeit lang noch so weiter geht, wird die Kapelle für die Sonntagsgottesdienste vielleicht nicht mehr ausreichen. Es versteht sich von selbst, der Missionar reist auch fleißig umher und besucht seine Leutlein. Sie aber kommen ebenfalls zu ihm auf die Station und fragen ihn um Rath und Hilfe. Lange haben sie ihm in den Ohren gelegen, er sollte doch für ihre Kinder eine Schule einrichten, nicht auf diesem oder jenem ihrer Dörfer, sondern auf der Missionsstation. Aber es war immer kein Geld dazu da. Nun hat sich aber eine gütige Hand in der Heimath der Frau Missionarin dazu bereit finden lassen, dafür zu sorgen, daß das Geld zu den Kosten einer Schule in Lohardagga hinausgeschafft werde. Und zwar sollte es eine Mädchenschule sein, welche dort eingerichtet wird. Wir haben schon gute Nachricht darüber bekommen.

Schlagen wir nun die Richtung nach Südosten ein und reisen auch dahin einen Tag lang, so gelangen wir nach der Missionsstation

Goßnerpur,

zu deutsch, „Stadt Goßners", warum so genannt, brauche ich nicht zu sagen. Da sie unweit der kleinen Kolhsstadt Gowindpur liegt, wird sie auch so geheißen. Es ist ein großes Viereck im freien Felde, welches im Jahre 1868 von uns erworben und seitdem nach und nach mit Gebäuden besetzt worden ist. Vor allem steht dort eine große, geräumige, hochgebaute Kapelle, an derer Westende auch eine Familienwohnung angebracht ist, doch nicht so klein wie in Lohardagga sondern luftig, groß und angenehm. Außerdem ist noch ein Wohnhaus für eine Missionarsfamilie auf dem Platze vorhanden, desgleichen eine Mädchenschule und kleine Häuser für die Schülerinnen sowie für ihre Lehrer, auch noch andere Räume für Gesinde der Missionare, Unterkommen für ihre Thiere u. s. w. Kurz, wo im Anfang nur einige hohe Bäume standen, erblickst du heute eine wohl eingerichtete Missionsstation.

Hier arbeitet Missionar Beyer aus Neustettin in Pommern. Seine Frau ist in der Nähe von Stettin zu Hause. Als Helfer hat Missionar Gemsky aus Westpreußen dort sein Amt. Und es ist nöthig, daß hier zwei sind, die alles besorgen. Denn die Christengemeinde, welche dorthin gehört, zählt nach Tausenden und wohnt in vielen Dörfern rings im Kreise umher, bisweilen eine gute Anzahl Stunden entfernt. Die können auch nicht alle in die sonst so große Kapelle hinein. Darum sind auf verschiedenen Dörfern kleinere und größere Kapellen erbaut, dazu auch Schulhäuser und Wohnhäuser für Lehrer und für einen eingeborenen Geistlichen, — das ist der zweite, den wir hier antreffen Ihr merkt, das ist gewiß nicht leicht, diese vielen Leute, sowohl diejenigen, welche auch ein Amt haben, als auch alle andern, im Auge zu behalten und mit allen guten Dingen, die sie für ihre Seelen nöthig haben, zu versorgen. Am herrlichsten nimmt es sich aus, wenn die große Kapelle auf der Station an Festtagen gestopft voll Menschen ist, alle auf dem Boden sitzend, in weiße leinene Tücher gehüllt, wieder alle mit schwarzen Haaren und blitzenden Augen, von schwarzbrauner Hautfarbe und blendend weißen Zähnen! Ihr gemeinsamer Gesang schallt mächtig daher.

Willst du aber noch mehr Christen zu einem Platze versammelt sehen, so mußt du dich nach

Patrasburtsch

begeben, fünf Stunden seitwärts von Goßnerpur nach Osten. Der Platz ist äußerlich angesehen dem soeben beschriebenen sehr ähnlich, auch darin, daß er wie jener, zwei Namen führt, nämlich außerdem noch nach dem dicht dabei liegenden Dörflein „Burju", darin leider wenig Heiden andere Leute geworden sind. Der Hauptname jedoch hat, wie ihr seht, große Aehnlichkeit mit dem der Hauptstadt des russischen Reiches, nämlich mit Sankt Petersburg, und nicht nur zufällig sondern absichtlich. Denn in ihm wohnt der liebe Mann, der mit einer großen Gabe vor Jahren es möglich machte, daß dieser Platz zu einem Orte eingerichtet werden konnte, an welchem Missionare wohnen, und von welchem aus sie aus den umwohnenden Heiden immer mehr in die christliche Kirche hineinführen sollten. Das ist denn nun schon eine ganze Reihe von Jahren geschehen, und der Segen Gottes des HErrn ist deutlich an demjenigen zu erkennen, was jetzt hier vorliegt.

In hunderten von Dörfern rings um den Platz, einige wohl zehn Stunden entfernt, wohnen zwölf bis vierzehn tausend Christen oder solche, die es in der nächsten Zeit werden wollen. Wo ihrer viele ziemlich nahe bei einander ihre Hütten und Häuser haben, sind gleichfalls Kapellen und zwar nicht kleine sondern ganz große und geräumige aufgebaut, daneben wiederum auch Schulhäuser und bei dreien auch Pfarrhäuser. Gerade letzterer giebt es in dieser Gemeinde drei, nämlich für drei eingeborene Geistliche, die ihre Anstellung inmitten von Christen und Heiden gefunden haben, damit sie für die Christen die Pastoren und für die Heiden die Missionare sein möchten. Ein vierter wohnt auf Patrasburtsch selbst und ist der Hilfsprediger des Missionars. So hat diese große Gemeinde auch viele Männer, welche hier und den andern Leuten im Lande das Wort Gottes predigen. Der Missionar übrigens stammt aus der preußischen Provinz Sachsen und heißt Nottrott; seine Frau ist eine Westfälin.

Bei außerordentlichen Gelegenheiten kommen übrigens auch aus den ferneren Dörfern viele Leute zur Station, um dort den Gottesdienst mit zu feiern. Dann sind ihrer so viele, daß sie in die große Kapelle des Platzes, welche auch zweitausend Menschen faßt, gar nicht hineingehen. Vielmehr wird ein Felsen aufgesucht, welcher hart neben dem Grundstücke der Mission liegt; dessen Oberfläche wird mit Matten bedeckt, auf die setzen sie sich alle hin, während ein Tisch als Altar geschmückt wird, vor den der Missionar tritt, um den Gottesdienst

zu leiten. Vier- und fünftausend Christen sind so schon öfter Sonntags zusammen gewesen. Dann kommt es auch vor, daß dabei anderthalb hundert Seelen getauft werden und Nachmittags über anderthalb tausend Erwachsene zum heiligen Abendmahle gehen. Das ist ein Anblick sonder gleichen. Wie dankbar müssen wir gegen unsern Gott sein, daß er solchen Segen auf das Arbeiten der Missionare gelegt hat!

Weit, weit hinunter nach Süden, in einem ganzen Tage mit Mühe von Burju aus zu erreichen, liegt die Stadt

Tschaibaßa,

derer Name so, wie hier steht, gesprochen und „Chaibasa" geschrieben wird. Dort haben wir wieder einen Missionar wohnen, den Schleswig-Holsteiner Voß; seine Frau ist eine Berlinerin. Dort ist etwas vorhanden, was wir bei Ranschi auch schon hätten erwähnen können, nämlich hier finden sich gar drei verschiedene Missionen vertreten, neben der unsrigen noch zwei andere, eine englische und eine katholische; wir aber waren die ersten. Unser Missionsgehöft ist denn auch am vollständigsten ausgestattet. Wir haben eine schöne große Kirche, zwei Wohnhäuser, derer eines aber leider leer steht, eine Schule für Knaben und Mädchen, verschiedene andere kleinere Häuser für eingeborene Christen, kurz, ein wohleingerichtetes Grundstück. Wenn nur auch recht viele, viele Leute da wären, welche das schöne Gotteshaus füllten! Allein weil die Missionare an den beiden andern Plätzen auch ihre Christen haben, und zum Theile mehr wie wir, so kommen auf uns nicht allzuviele. Hoffen wir, daß es mit der Zeit besser werde!

Eins aber soll auch nicht verschwiegen werden — Tschaibaßa ist eine sehr, sehr heiße Stadt, heißer vielleicht als alle die anderen, in welche wir bisher im Geiste eingekehrt waren. Zu kühleren Zeiten sieht man in nicht allzugroßer Ferne schöne hohe Berge liegen: oft aber im Sommer ist die Luft vor Hitze so dick, daß von ihnen nichts zu sehen bleibt. Deshalb liegen auf unserem Kirchhofe dort auch schon viele Erwachsene und Kinder, die aus unsern Häusern hingetragen und in den Schooß der indischen Erde gebettet wurden. Solltet Ihr auf diesen Gottesacker geführt werden und von einem, der mit den einzelnen Gräbern und ihren Inschriften Bescheid weiß, alles erfahren, wer da schläft, und was dieselben in ihrem Leben in Indien alles durchgemacht haben, so würden Euch die Augen übergehen. Ja, es ist schwer in solch einem Land, da

Krankheit, Noth und Tod uns näher stehen als in Europa, seine Arbeit thun. Und doch kein schöneres Leben als solch eine Arbeit unter den schwarzbraunen Heiden und Christen!

Das weiß auch unser Missionsehepaar, welches wir als das letzte nennen, Missionar Wirth aus der Provinz Schlesien und seine aus Indien stammende Frau, welche auf der Missionsstation

St. Matthäuspur

ihre Wohnung und ihr Arbeitsfeld haben. So liegt von Tschaibaßa ans nach Westen, wohl mehr als zwei Tagereisen weit, ganz entfernt von allen Städten, wo sonst noch Europäer leben, so recht mitten unter dem schwarzbraunen Volke, von welchem aber schon viele aus Heiden Christen geworden sind. Der Platz wird sonst auch Takarma genannt, wiederum nach dem kleinen Dorfe, auf dessen Feldmark es liegt. Er trägt bisher noch wenige Gebäude. In der Mitte steht ein Wohnhaus für den Missionar. Die Kapelle ist leider noch noch nicht von festen Steinen gebaut; sondern nur Lehmwände, von einem Binsendache bedeckt, ohne Thüren und Fenster, inwendig Lehmboden, an dem einen Ende nicht einmal eine Erhöhung — das hat bisher für die Gottesdienste genügen müssen. Waren derer, welche sich dazu versammelt hatten, so viele, daß sie der Raum nicht faßte, so mußte unter den schattigen Bäumen, welche in der Nähe des Wohnhauses stehen, durch Matten, die auf den Erdboden gebreitet wurden, ein Predigtplatz hergerichtet werden, da denn der Missionar unter dem überhängenden Dache, welches ihn vor der Sonne schützte, stehen blieb.

Außerdem aber giebt es im Umkreise der Station noch verschiedene ganz stattliche Kapellen, an welchen auch eingeborene Lehrer angestellt sind wie in den anderen Gemeinden. Denn wiewohl diese die jüngste von allen ist — der Platz wurde zu einem Gedächtnisse des hundertjährigen Geburtstages des seligen Goßner, nämlich am 14. December 1873 für die Mission in Gebrauch genommen — so wurden an ihn erstens eine große Schaar von solchen, die schon Christen geworden waren, überwiesen, und zweitens hat sich die Zahl derselben erfreulicher Weise vermehrt, so daß die jüngste lange nicht mehr die kleinste sondern mehreren ihrer älteren Schwestern über den Kopf gewachsen ist. Es fehlt nur noch, daß ihr Name Sankt Mathäuspur oder „Stadt des heiligen Matthäus" erklärt werde. Warum heißt sie so? Nach der St. Matthäikirche in Berlin! In

ihr nämlich werden seit Goßner's Tode alle Goßnerischen Missionare und Missionarinnen zu ihrem Dienste eingesegnet: aus ihr gehen sie unter die Heiden nach Indien. Daran sollte dort in Tschota Nagpur inmitten der Kolhs auch eine Erinnerung sein.

Seht, das ist Goßners Mission in Ostindien. Eine ganze Reihe von Missionaren an zehn verschiedenen Orten unter Millionen von Heiden, aber, Gott sei Dank, auch schon inmitten vieler Tausend Christen, derer Schaar mit jedem Jahre größer wird! Wer wollte sich darüber nicht freuen! Wer wollte dafür nicht dankbar sein! Wer wollte an solch einem Werke nicht fröhlich mit helfen!

Im eigenen Verlage erschienen:

Christliche Jugendschriften für beiderlei Geschlecht von 6-13 Jahren.

Aus einem Kinderleben. Neue Ausg. 23 S. Eleg. geh. 15 Pf.

Drei Monate im Schnee. Eine wahre Geschichte. 32. S. Geh. 15 Pf.

Engelfreuden am Weihnachtsabend. 16 S. Geh. 10 Pf.

Nottrott, Pundiji und Belong. 58 S. Geh. 20 Pf.

Plath, K. H. Ch., Eine Reise nach Indien, für kleine und große Leute beschrieben. Mit neun Bildern. 168 S. Eleg. kart. 1 Mk. 20 Pf.

Priscilla. Eine Erzählung aus Indien. 16 S. Geh. 10 Pf.

Selma und Felix. Zwei Erzählungen. 24 S. Eleg. geh. 20 Pf.

Vollmar, A, Die Brüder vor Straßburg. Eine Erzählung von 1870/71. 32 S. Eleg. geh. 15 Pf.

Vollmar, A., Zwei Kinder, die den Himmel suchen. Zwei Erwachsene, die den Himmel gefunden haben. Zwei Erzählungen. 32 S. Eleg. geh. 15 Pf.

Vollmar, A., Die Sonntagskinder. Eine Erzählung. 32 S. Eleg. geh. 15 Pf.

Vollmar, A., Die Sperlinge sehen's. Eine Erzählung. 32 S. Eleg. geh. 15 Pf.

Was kannst du abgeben? 24 S. Eleg. geh. 15 Pf.

Traktate, große. Erzählungen für Kinder. 8°. 48 St. diverse 40 Pf. $10 \times 48 = 480$ St. 4 Mk. $20 \times 48 = 960$ St. 6 Mk.

Traktate, kleine. Erzählungen für Kinder. 48 Stück diverse, 20 Pf. 48 in einen Band 30 Pf. $10 \times 48 = 480$ St. 2 Mk. $20 \times 48 = 960$ St. 3 Mk.

Seit der Eröffnung unseres Ladens halten wir auch stets vorräthig die **Bilder und Traktate** des Stuttgarter Vereins, und die **Jugendschriften und Palmzweige** von **Ziethe** des hiesigen Traktatvereins. Wir verkaufen sämmtliche Bücher 2c. zu denselben Preisen wie dort.

Bei allen an uns gerichteten Aufträgen und Geldern bitten wir, um Zeitverluste oder Irrthümer zu vermeiden, nur diese Aufschrift zu machen:

Buchhandlung der Goßner'schen Mission.
Potsdamerstr. 31.

Druck von J. Windolff in Berlin, Alte Jakobstr. 120.